

Düsseldorf, Montag den 23. Februar 1835.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 8.

Der Duellant.

Eine wahre Geschichte, aus den Briefen eines Kaufmanns.

(Schluß.)

Der Plan zu dem Duell war so schaudererregend, daß ich mein Versprechen, als Zeuge gegenwärtig zu seyn, zurücknahm. „Wie“ — rief Stewart aus — „wenn ich mich 12 Schritte von meinem Gegner stellen wollte und er sicher wäre, mich nicht zu fehlen, dann hätten Sie eingewilligt, mich zu begleiten, und nun, da die Gefahr nach meinem Plane, für Beide gleich ist, nehmen Sie Ihr Wort zurück? Ich werde mir einen andern Sekundanten suchen, und finde ich Niemand, der mir diesen Dienst erweist, so gehe ich allein.“

Ich befand mich in fürchterlicher Angst; sollte ich einem Duell beiwohnen, bei welchem beide Gegner unvermeidlich fallen mußten, oder konnte ich meinen Freund ganz allein nach einem Orte gehen lassen, wo er der Hinterlist des wegen seines heimtückischen Charakters bekannten Wiltthorpe bloßgestellt war? Nach einigen Augenblicken inneren Kampfes willigte ich endlich ein, durch eine schwache Hoffnung ermuntert, daß der wackre Kapitän vielleicht doch noch glücklich der Gefahr entgehen könne.

„Ich bin Ihr Sekundant“ — sagte ich entschlossen. Stewart erwiderte nichts, aber er umarmte mich. „Wohl an“ — sprach er mit fester Stimme, — „man muß vier Matrosen herbeirufen lassen, damit sie ein Grab auswerfen, groß genug, um zwei Leichen zu fassen. Haben Sie die Güte, meinen letzten Willen aufzusetzen und meine Befehle an den Lieutenant des Planteur zu überbringen. Vergessen Sie die Stunde nicht, sie ist 6 Uhr, und den Kampfplatz an der Bucht hinter dem Iguanna-Felsen.“ Mit diesen Worten schied er von mir.

Ich begab mich nun sogleich zu Egville, bei dem ich auf der Stelle vorgelassen wurde. Obgleich es bereits 2 Uhr Nachmittags war, so fand ich ihn doch noch beim Frühstück. Er stand auf, als ich eintrat, und lud mit ein, mitzuhaltten. Ich dankte, und erklärte, daß ich mich einem Auftrage des Kapitäns Stewart zu ihm komme.

„Willigt er endlich ein, sich mit mir zu schlagen?“ — sagte Egville — „ich erstaune, daß ein Offizier seines Ranges mich dazu nöthigte, ihn zu zwingen, sich wie ein Mann von Ehre zu benehmen.“ — „Sie haben den Zweck meines Besuchs errathen. Sie werden sich also auf dem von Kapitän Wiltthorpe bestimmten Plage einfinden?“ — „Sie können darauf rechnen.“ — „Es bleibt mir also nichts übrig, als Sie mit den Bedingungen des Zweikampfs bekannt zu machen, wie Kapitän Stewart sie festgesetzt hat.“ — „Das ist ganz unnütz; diese Sorge überlasse ich Ihnen und dem Kapitän Wiltthorpe, und füge mich in Alles, was Sie deshalb bestimmen.“ — „Ich bitte um Verzeihung, Wiltthorpe ist ein Mann, mit dem ich in keiner Hinsicht etwas zu thun haben will, und deshalb muß ich darauf bestehen, Sie selbst von den Bedingungen zu unterrichten.“ Ich setzte ihm nun die

Vorbereitungen auseinander, welche Stewart treffen wolle, um sowohl seinen als auch den Fall seines Freundes unvermeidlich zu machen.

„Ich schlage mich“ — erwiderte Egville mit veränderten Zügen — „wie ein Mann von Ehre, aber nicht auf diese Bedingungen.“ — „Und nur auf diese Bedingungen wird mein Freund sich mit Ihnen schlagen. Sie haben es im Pistolenschießen zur Meisterschaft gebracht, der Kapitän Stewart dagegen weiß nicht mit dieser Waffe umzugehen. Er will deshalb, daß die Gefahr auf beiden Seiten gleich sey, und daß sie mit ihrem beiderseitigen Blute die sich wechselseitig zugefügten Verletzungen sühnen. Wenn Sie sich weigern, so wird Kapitän Stewart sich berechtigt glauben, Sie mit allem nur erdenklichen Schimpf zu überhäufen. Ich bitte, mein Herr, blicken Sie mich nicht so drohend an, sondern geben Sie mir eine Antwort. Ich bin nicht gekommen, Handel zu suchen, sondern nur mit dem Wunsche, daß es Ihnen gefallen möge, die zwar furchtbaren, aber edeln und ehrenvollen Bedingungen meines Freundes anzunehmen.“ Egville schwieg. „Schlagen Sie den Zweikampf aus?“ — fuhr ich fort. „Ich einen Zweikampf ausschlagen? Ich, Heinrich d'Egville von Kap François, einen Zweikampf ausschlagen? Ich werde mich stellen und die Bedingungen des Kapitäns annehmen.“ — „Um 6 Uhr hinter dem Iguanna-Felsen.“ — „Um 6 Uhr werde ich erscheinen.“

Ich verbeugte mich und ging. Noch im Hinausgehen hörte ich, wie er seinem Diener befahl, die Pistolen im Stand zu setzen und Wiltthorpe zu rufen, der sich im Billard-Zimmer befand.

Um 6 Uhr fanden wir, Egville, Wiltthorpe, Stewart und ich, uns hinter dem ungeheuren schwarzen Iguanna-Felsen ein. Einige Schritte weiter nach dem Meere zu sah man einen frisch aufgeworfenen Erdbügel und ein Grab, groß genug, um zwei Leichname zu bergen. Die Kämpfenden sollten quer über dem Grabe stehend, jeder den Zipfel eines Schnupftuchs fassend, auf ein gegebenes Signal zu gleicher Zeit abdrücken; der Tod Beider war mithin so gut als gewiß.

Die Sonne glänzte hell; Stewart warf, gleichsam zum letzten Mal, dem leuchtenden Gestirn des Tages einen düstern Blick zu, und seine Lippen bewegten sich, als ob sie ein leises Gebet sprächen, aber doch war seine Haltung fest und entschlossen. Nicht so war es mit Egville; unbeweglich stand er da und schien ganz erstarrt zu seyn. Wiltthorpe und ich luden indeß die Pistolen, dann wurde ausgemacht, daß ein Stück Geld in die Höhe geworfen, und nach „Kopf oder Wappen“ bestimmt werden sollte, wer das Signal zum Abdrücken zu geben habe. Wiltthorpe warf einen Dollar in die Höhe, ich rief: „Kopf!“ und da dieser oben zu liegen kam, so war es an mir, das traurige Signal zu geben. Man näherte sich jetzt dem Grabe, Egville und Stewart stellten sich an ihre Plätze, Jeder ergriff einen Zipfel des Schnupftuchs und wir gaben ihnen die Pistolen in die Hände. Es war ein furchtbarer Augenblick.

„Sind Sie bereit, meine Herren?“ — rief ich jetzt.

„Ja“ — antworteten Beide mit kaum vernehmlicher Stimme. Meine von Thränen benetzten Augen waren unverwandt auf die Kämpfenden gerichtet. Stewart's Züge blieben fest und ruhig, d'Egville aber war todtenbleich; seine Zähne schlugen hörbar zusammen, und es ließ sich nicht verkennen, welchen Zwang er sich anthat, um gelassen zu scheinen. Ich beeilte mich nicht, das traurige Signal zu geben; Egville's Bewegung wurde immer heftiger, und sein ganzer Körper zitterte wie Espenlaub. Schnupftuch und Pistole ent schlüpften endlich seinen Händen, seine Kniee brachen, die Füße konnten den Körper nicht mehr tragen, er sank und rollte in das Grab hinab.

Heinrich d'Egville, der gefürchtete Schläger, der das Blut von mehr als 20 Opfern vergossen hatte, dem ein Duell das innigste Vergnügen machte, lag jetzt bewußtlos auf dem Boden ausgestreckt, den er so oft mit seinem Verbrechen besudelt hatte, als ob er vom Schläge getroffen wäre. Als Stewart den elenden Zustand seines Feindes sah, sagte er, mit einem Ausdruck voll Adel und Großmuth: „Erbärmliches Geschöpf, Du bist des Mitleids zu sehr bedürftig, als daß Du meinen Zorn reizen könntest!“ — und warf die Pistole weit von sich weg.

Ich zog meinen Freund in das in der Bucht liegende Boot, und wir stiegen ab, den elenden Egville der Sorgfalt seines würdigen Freundes überlassend. Zwei Matrosen des Planteur waren Zeuge des Vorfalles gewesen, und als wir an Bord kamen, war bereits Alles von dem Abenteuer unterrichtet.

Die Mannschaft des Planteur, die ihren Kapitän anbetete, empfing ihn mit den Beweisen der ausschweifendsten Freude. Der glückliche Ausgang dieses Duells, der so traurig enden konnte, wurde bald auf allen im Hafen liegenden Schiffen bekannt, deren Mannschaft freudig in das vom Planteur erschallende Jauchzen einstimmte.

Aureliens Held.

Novelle aus dem Kriegeleben, von W. v. Lüdemann.

Für Deutschland war der Tag der Ehre wieder angebrochen. Besiegt in der Völkerschlacht, die das Geschick Europas entschied, wälzten sich die französischen Heeresmassen rückwärts dem Rheine zu, den ihr übermüthiger Fuß, als wäre er keine ewige Völkerscheide mehr, so oft überschritten hatte. Der Zauber war gebrochen, die Völker, von seiner drückenden Schwere plötzlich befreit, griffen wieder zu ihrem natürlichen Rechte. Diesseits des alten Hüters der deutschen Gauen verstummte der französische Uebermuth; zurückgelassene Haufen von Gefangenen und Verwünschungen verrathener Freunde war Alles, was von so vielen Triumphzügen übrig blieb. — Allmählig lenkten sich die Massen der Sieger vom Main abwärts den Schweizerbergen zu, an denen das Abendroth der europäischen Freiheit nie ganz verglüht war. Es war im Anfang des Winters, und die Frage zwischen dem Krieg, der das begonnene Werk der Befreiung vollenden, und dem Frieden, der den Sieg auf halbem Wege unterbrechen sollte, schwebte noch unentschieden. Es war die Zeit, wo das „Für und Wider“ alter Schmach und neuer Ehre in allen Kreisen lebhaft besprochen wurde, und wo das wiedergeborene deutsche Volk mit Ungeduld seinen Arm, der den Sieg ergreifen gelernt hatte, gehemmt, das glückliche Schwert in die Scheide zurückgedrängt sah, und mit Verlangen das Zeichen erwartete, das diesen verhassten Bann lösen sollte.

Ein Glanz, der im Verbleichen noch die Augen der Fürsten blenden wollte, hielt dieß Zeichen zurück. Niemand ahnete, wie locker das Band sey, das den Eroberer und sein Volk verknüpfte. Eine entschuldbare Scheu warnte vor einem Volkskrieg in Frankreich, und an der Gränze stand der Sieger still und bot gern oder ungern noch einmal die Friedenshand. — Es war die Zeit der Unterhandlungen, ein Augenblick der Ruhe in dem raschen

Siegeszug der Völker vom Nienem bis zu den hochmüthigen, vom eigenen Stolz verrathenen Seineufem.

Diese Zeit hatte Verborgenes an das Licht gebracht, hohe Stellungen untergraben, Mächtige gestürzt, Gedeemüthigte erhoben, den Gefangenen zum Sieger, den Sieger zum Gefesselten umgewandelt, die Lethargischen begeistert, Entmüthigte mit Vorbeern geschmückt und Alle mit einem neuen Geist belebt. Deutschland hatte sich selbst wiedergefunden, und ein schönes Morgenroth leuchtete seinem schönsten Tage vor. Der Glaube an eine göttliche Nemesis, an dem nur wenige Treue festgehalten hatten, war gerechtfertigt; wiederum war die ewige Gerechtigkeit der Geschichte erkannt und gläubig und vertrauend wandten sich die Völker und die Einzelnen von dem Bilde des gebrochenen Uebermuths, zu dem Auge empor, das über die Völker, wie über die Einzelnen wachte und stets wacht.

Unter denen, die über diese Umgestaltung der Dinge in Sorgen geriethen, war Graf Hochfeld nicht der am wenigsten Besorgte. Neun Jahre waren vergangen, seitdem er aus einer wenig bekannten Stellung in rascher Folge durch alle Beamtenstufen zum Minister empor gestiegen war, man behauptete auf besondern Befehl des französischen Gewalthabers; denn dahin war es mit Deutschland gediehen, daß seine Fürsten den Dienern vertrauen mußten, welche an der Seine gesielen. Diesem Uebermaß von Schmach verdankte Graf Hochfeld Rang, Macht, Ansehen und Einfluß. An seiner Emsigkeit, an seinen häufigen Reisen nach Paris erkannte man nur, theils daß er in mancherlei Intriguen verwickelt, theils daß er dem französischen Hofe ein überaus angenehmer Unterhändler war. Einige erzählten von einer geheimnißvollen Theilnahme an dem unglücklichen Geschick des vielbeklagten Prinzen von Enghien, Andre schrieben seinen Einfluß der Gründung des Rheinbundes zu, für den der Graf allerdings eine nicht geringe Thätigkeit entwickelt hatte; man wußte, daß er mit dem Kaiser in persönlicher Verbindung stand, und daß sein Ansehen im Vaterlande sich hierauf vorzüglich stützte. Erwartet und natürlich war es daher, daß er nach der Völkerschlacht seinen Abschied genommen hatte, aus der Hauptstadt verschwunden, und auf einem seiner Schlösser in der Nähe von Heidelberg bemüht war, einen schnell gewonnenen und schnell entschwindenen Glanz durch die strengste Zurückgezogenheit vergeßen zu machen.

Seine Kinder, die schöne Aurelie und Anton, sein neunjähriger Sohn, hatten ihn nach Waldkirch begleitet. Das Schloß lag seitab von dem großen Heerwege, dem die Truppenmassen folgten, und die stille Schönheit des Neckarthales schien mit ihrer Heimlichkeit und Verborgenheit den Absichten des Grafen, welcher vor allen Dingen den Sturm vorüberziehen lassen wollte, wohl zu entsprechen. Kein Ort konnte dazu besser gewählt seyn als Waldkirch, halb verborgen in Kuschbaum- und Kastanienwäldern, wie in den Windungen des reizenden Neckar, geschützt von nur halb zugänglichen Bergen und doch wieder hoch und nahe genug gelegen, um einen trefflichen Beobachtungspunkt für die Ereignisse des Tages abzugeben.

„Hier, mein Kind“ — sprach der Graf zu Aurelien, nachdem die Familie im Spätherbst ihr sicheres Asyl erreicht hatte — „hier wird uns die Ruhe zu Theil werden, deren ich, wie Du, bedürfen. Denn täuscht mich nicht Alles, so gehört meine starke und treue Tochter auch nicht zu denen, die um einer Wolke willen, ihren Glauben an die Sonne aufgeben, in deren Strahl sie erwachsen sind, oder die ihre Ueberzeugungen auf den Ausgang eines Tages setzen. Hier, mein Kind, können mir den Triumph einer Sache ungestört erwarten, der wir, Du weißt es, Alles verdanken, und der wir voreilig nicht heute schon entsagen dürfen.“

„Entsagen?“ — rief Aurelie. — „Nimmermehr! Ich kenne das Wort nicht. Laßt sie doch abfallen die Thoren, welche den Riesen niedergestreckt glauben, weil er sich zur mütterlichen Erde herab bückt, um neue Kraft zu sammeln. Wir bleiben treu. Muß ich ihm nicht treu bleiben, dem Helden, in dessen Bewunderung ich groß geworden bin? Dem Unvergleichlichen, dessen geiz-

stiges Uebergewicht auch den Widerspenstigen zu ihm hinüberreißt, der das Schicksal der Welt in der einen Hand, mit der andern den Samen der Freiheit und der Aufklärung austreut, mit seiner Augen Wink der Welt gebietet und sie beseligt, der Berge und Thäler mit der Bewegung seines Fußes, wie die Dämme und Mauern alter Vorurtheile niederwirft, jeden Widerstand durch den Blist seines Geistes besiegt; des einzigen Mannes in dieser Zeit der Entnervung.“

„Du hast Recht, mein Kind,“ — fiel der Graf ein — „der Tag ist nicht zu Ende — er wird wiederkehren. Indes jetzt ist Nacht.“

„Die Sonne wird glänzender wieder emporsteigen, als sie unterging“ — fiel Aurelie ein. „Frankreich ist der Mutter Schooß des Riesens; er beugt sich zu ihm herab, um neugeboren, strahlender, größer als je, sich daraus hervorzuhoben. Ich bitte Sie, mein Vater — kein Zweifel — kein Zweifel. Ich habe mit Ihrer Vorsicht nichts gemein; wir sind in der Sache einig, aber aus verschiedenen Gründen. Sie theilen meine Ueberzeugung; aber Sie tadeln meine Sprache. Sie sind Diplomat, Staatsmann, ich bin ein Weib — lassen Sie mich sprechen für ihn, den ich liebe, weil ich ihn bewundern muß und für den ich nicht streiten kann! Wäre ich Sie — wäre ich nur Anton — ich würde nicht bloß sprechen.“

„Ganz recht, meine Tochter“ — sagte der Graf erfreut, aber unruhig. „Allein blicke um Dich — sieh, was uns umringt. Bewinge Dich, Du kannst mich in Gefahr bringen, Aurelie. Verbirg Deine Ueberzeugung. Der Obrist, wenn er auch ein entfernter Verwandter Deiner Mutter ist, beängstigt mich — und heute erwarten wir die Preußen.“

„Mögen sie doch kommen“ — rief Aurelie; — „mögen sie mich hören. Was in meiner Seele lebt, verberge ich nicht — ich bin stark, man hat mich dazu erzogen, mir selbst genug zu seyn. Dort im Lande meiner Mutter bin ich einheimisch. Sie hätten mich in meinem lieben St. Cyr lassen sollen, dort, wo ich den Unvergleichlichen bewundern und lieben lernte.“

„Es ist nicht anders, mein Kind“ — fiel der Graf ein — „Du mußt Dich überwinden. Eine andere Sache trägt jetzt den Sieg davon. — Dein Vater — höre ihn, mein Kind — Dein Vater ist nicht ohne Schuld in den Augen der Verfechter dieser Sache. Ich denke ungern daran — laß Dir genügen, daß er Dinge und Geister zu fürchten hat, die nun schon neun Jahre lang begraben sind. Was damals geschah, geschah wider seinen Willen — bis dahin glaubte er nicht, daß die Verfolgung gehen würde — es ist wahr — aber es ist geschehen — und die Geister stehen nun auf, um uns zu schrecken. Ich bitte Dich, sey vorsichtig, entsage den vertraulichen Gesprächen mit dem Obristen — laß unsre neuen Gäste nicht empfinden, daß sie hier unwillkommen sind. Sie werden vielleicht nicht lange bleiben. Die Zeit wird vorübergehen und Du bist dann wieder frei. Es ist nur der Augenblick, der uns unsre Gestinnung zu verbergen gebietet, und die wahre Treue scheut solche Augenblicke nicht.“

Aurelie war von den unruhig gesprochenen Ermahnungen des Vaters überrascht. Das Wort „Schuld“ sank schwer auf sie herab. Denn sie selbst war rein und schuldlos. Indes wußte sie, was der Vater unter seiner Schuld verstand, besser, als er selbst. Sie wußte, daß es nur eine Schwachheit war, die er mit diesem Namen bezeichnete. Aber in dem Nachdenken darüber schwieg sie.

„Laß uns den Obristen nach Kräften vor unsern neuen Gästen verbergen“ — sprach der Graf weiter, indem er Aureliens Hand ergriff — „und jetzt gesteh mir — Aurelie — denn die Zeit drängt, gesteh mir, ob Du etwas mehr, als Wohlwollen für ihn fühlst?“

„Wo denken Sie hin, mein Vater“ — rief Aurelie. „Der Obrist ist mir gleichgültig. Ich liebe die Sache, den Ruhm, die Fahne, für die er geblutet hat, ich liebe den Helden, den er liebt.“

„Wohl!“ — sprach der Graf. „Wir haben das Unrige gethan. Ich habe den Aufenthalt des Schmerzwundeten in meinem Schlosse der Behörde angezeigt, man hat ihm verstattet, seine Herstellung hier abzuwar-

ten, und sich wenig Mühe gegeben, ihn als Gefangenen zu behandeln. Die Ordonnanz im Hofe ist mehr zu seiner Bedienung, als zu seiner Bewachung da. Er hat sein Ehrenwort gegeben, und wird es nicht brechen. Von dieser Seite sind wir ohne Verantwortung. Aber ich bitte Dich —“

Ein Geräusch in der Hausflur unterbrach den Grafen. Es waren Fouriere, welche die Ankunft der erwarteten Gäste meldeten. Aurelie sprang auf und drückte ihr Gesicht an die Scheiben. Ihr Vater verließ das Gemach, um die Offiziere zu empfangen, welche mit ihren Leuten das Cantonnement von Waldkirch bilden sollten.

Das ganze Schloß gerieth in Aufruhr; es war die erste Einquartierung, welche der Sieger hieher schickte. Der Graf bemühte sich, seiner Stimme den Ausdruck des Willkommens zu geben, dem sein Herz widersprach, und er kam damit auch zu Stande.

Der muntre Anton war bereits mitten unter den Kriegern, er hatte sich einem jungen Jäger-Offizier an den Arm gehängt und zerrte ihn zu seinem Vater. —

„Ich heiße Sie willkommen, meine Herren“ — sprach der Graf. „Was dieses Haus gewährt, ist zu Ihren Diensten bereit.“

„Das wäre zu viel, Herr Graf!“ — sprach Franz von Felsch, der junge Offizier, den Anton dem Vater zuführte. „Wir brauchen wenig, und wir sind ja Ihre Landsleute. Die Zeiten sind vorbei, wo der Herr des Hauses der Diener seiner Gäste war. Ich denke, der übermüthige Sieger soll Sie mit seinen Besuchen nicht mehr belästigen.“

„Allerdings, wir haben viel gelitten“ — sprach der Graf. „Dem Himmel sey Dank — es ist vorbei; mit Ihnen kehrt eine bessere Zeit bei uns ein. Wir vertrauen darauf und sind Ihnen für dies Geschenk zu hohem Dank verpflichtet.“

Er selbst führte seine Gäste zu den Zimmern, welche für sie in Bereitschaft gesetzt waren. Eine reichliche und ausgesuchte Bewirthung stand bereit. Man machte sich bequem, war gegenseitig miteinander zufrieden und schied in behaglicher Stimmung von einander.

Der Graf war den ganzen Tag überaus bemüht, seinen Gästen gegenüber den angenehmen Wirth zu machen. Aurelie aber kam nicht zum Vorschein. Bald war Jermann in dem geräumigen Gebäude bequem genug eingerichtet, und die jungen Krieger vermischten nichts darin, als — eine schöne Wirthin.

Man forschte der Familie des Grafen nach; allein, man erfuhr nur, daß seine Gemahlin, eine geborne Französin, vor zwei Jahren gestorben, und seine Tochter seit einiger Zeit menschenschen geworden sey, und ihr Zimmer selten verlasse.

„Wohl!“ — sprach der Major, dessen mit Orden gezierte Brust den alten Soldaten verkündete, — „da werden meine jungen Kameraden ihren Komplimentenschatz wohl für sich behalten müssen. Unserm biedern Wirth gegenüber brauchen wir kein Komplimentirtuch.“

„Desto besser“ — fiel Hauptmann Spanheim ein. „Wir sammeln für ein andermal.“

„Die Schleuse möchte dann springen“ — sagte Franz. „Du! der Krieg ist doch ein wüthes Gewerbe. Seit zwei Monaten weiß ich nicht mehr, wie eine Weiberstimme klingt. Und hier auch nicht! Soll man denn Alles verlernen? Nichts als Kanonen und Sieg? Aber Freunde, lebt man denn vom Ruhm? Ich wenigstens, ich brauche mehr; fürwahr, ich schmachte nach irgend einem Abenteuer zarter Art.“

„Da sieht man den jungen Musensohn, den Partheigänger des Mars“ — rief der alte Major. „Franz, Du bist ein prächtiger Junge; aber Deine verliebten Friedensgrillen mußt Du fahren lassen. Soldat mußt Du bleiben.“

„So lange das Vaterland meinen Arm braucht, bin ichs“ — gab Franz zurück — „und so lange der Thron des neuen Alexander steht, begleitet mich dieser Degen. Mein Abschiedsgesuch ist fertig; ich datire es aus Paris.“

„So ho“ — rief sein Chef — „der Weg ist weit, und Ihr kennt die Champagne nicht!“

„Ein Volk, im Sturm erstanden“ — gab Franz zurück — „überfluthet jeden Damm. In drei Monaten sind wir in Paris, und Felsch empfiehlt sich seinen lieben Kameraden.“

„Die lange darauf zu warten haben“ — sprach der Major lachend. „Kinder, ich bin ein alter Soldat! Sagt mir, gibt es Schöneres in der Welt, als den Krieg und den Sieg? Dieses Hin und Her, Auf und Ab, das das Leben bewegt und ihm Reiz gibt, diese Fluth von Veränderung, Genuß, Entbehrung, Leid und Ueberwindung, in dem man recht eigentlich erst zum Gefühl des Lebens erwacht — ist das nicht die Blüthe des Daseyns? Geht denn irgend ein anderes Gefühl über die Empfindung, mit der man bei klingendem Spiel, Reiser am Tschako, stolz und groß, durch eine dem Feinde abgenommene Stadt zieht, deren sämmtliche Fenster und Thüren von hübschen Gesichtern, halb staunend, halb bangend, angefüllt sind? Ich kenne nichts Schöneres, nichts Erhabeneres, und ich begreife gar nicht, warum die Fürsten vor dem Kriege so zaudern und zagen.“

„Ein gerechter Krieg, wie dieser, ist eine schöne Sache;“ — fiel der Hauptmann Spanheim ein.

„Allerdings“ — sagte Franz — „wenn man nur nicht so über die armen Kornfelder querselbein marschirte! Zertretene Aehren sind mir immer ein Gräul gewesen.“

„Und vollends die Mädchen“ — fiel der Hauptmann ein — „die sich für den kleinsten Schatten eines Helden passioniren, bestände er auch nur in einem klingenden Säbel!“

„Ja, auch sie“ — rief Franz — „arme zertretene Aehren, die der Krieg oft schlimm genug geknickt.“

„Der liebe sentimentale Junge“ — sprach der Major, indem er Franz an sich zog. „Nimm's mir nicht übel, wenn ich Dich zuweilen duze und hänselt. Du bist ein Neuling, man hört's an Deinen „zernickten Halmen!“ Ein bißchen Gewöhnung, Freund, und Alles ist vorbei.“

„Frieden, ihr Zänker!“ — rief der Hauptmann, indem er eine Flasche öffnete.

„Ja, Frieden“ — sagte Franz, und griff zu seinem Glase. „Er soll leben!“

Es war Abend geworden. Die Fenster des Schlosses fingen an sich zu erhellen. Der Saal, welcher den Offizieren zur Wohnung angewiesen war, ging mit den Leuchten nach dem Garten hinaus; ihm gegenüber, im Hintergrunde einer englischen Parthie, erhob sich ein Kiosk, dessen schlanke Form man im Dämmerlicht des Abends unterschied.

„Wer mag dort jenen Tempel bewohnen“ — rief Franz, der das Fenster geöffnet hatte; — „denn bewohnt ist er, mich dünkt, ich sehe ein schwaches Licht darin.“

Die Kameraden traten hinzu. „Still“ — rief der Major — „schleicht da nicht etwas? Aufgeschaut, seht Ihr die hohe dunkle Gestalt, die sich dort am Geländer hindrängt? Geht doch acht! mir dünkt, die kleine Laterne, unter dem Mantel halb verborgen, deutet auf kein gutes Gewissen.“

„Blitz noch einmal!“ — rief Spanheim; — „er öffnet den geheimnißvollen Kiosk. Geht Ihr das Licht an den Fenstern emporsteigen? Jetzt winkt es oben in der Kuppel. Dahinter steckt etwas; laßt uns Licht geben!“

Der Hauptmann brachte seinen kleinen Dollond herbei, und man fing an zu beobachten. Zum deutlichen Erkennen war die Entfernung zu groß und das Licht zu schwach. Aber man sah die dunkle Gestalt sich in dem Zimmer bewegen, ein paar Träger brachten verdeckte Körbe, aus denen allerhand Unerkennbares, das wie Waffen blinkte, herausgenommen und im Zimmer vertheilt ward; Alles ging schleichend und heimlich her. Die Diener verließen den Gartensaal, und man hörte diesen verschließen, indem die große dunkle Gestalt allein darin zurück blieb.

Eine verzeihliche Neugierde hatte die Krieger ergriffen; man schlich in den Garten hinab und drängte sich an den Kiosk; Spanheim bestieg einen Baum — aber Alles umsonst. Man entdeckte nichts, denn das Licht des Kiosk erlosch eben, als man den rechten Punkt für die

Beobachtung gefunden hatte. Dagegen nahm man an einem der höhern Schloß-Fenster, dem Gartenhause gegenüber, durch die nächtliche Dämmerung eine Art von Fahne wahr, deren Bestimmung sofort als ein Signal für den Bewohner des Kiosk gedeutet wurde.

Mit dieser Entdeckung mußten die Freunde die sich für heute begnügen, man schob die Fortsetzung des Feldzuges auf Morgen hinaus, da auch über die unsichtbare, und wie es hieß, schöne aber menschenfeue Gräfin nichts weiter zu erfahren war. (Fortsetzung folgt.)

Die feindlichen Brüder.

Ehe wir den Schleier über den furchtbaren Kampf bei Modellin (am 26. März 1809) fallen lassen, erzählt F. K. Riegel in seinem Buche „der siebenjährige Kampf auf der pyrenäischen Halbinsel vom Jahre 1807 bis 1814.“ mag es willkommen seyn, in einer kurzen Episode eines sonderbaren Spiels des Schicksals oder Zufalls zu gedenken, welches ich selbst für Dichtung halten würde, wenn ich von dessen Wahrheit nicht sehr überzeugt wäre. Prousser, Unteradjutant des zweiten Bataillons Nassau, war, schwer verwundet, in das vorerwähnte Städtchen auf dem Wege nach St. Benito gelegener Franziskanerkloster gebracht worden, wo bereits mehrere verwundete Spanier sich befanden. Die Menge, dazu der Mangel an allen Anstalten, veranlaßten, daß diese Bedauernswürdigen, Freund und Feind, durch und neben einander, in dem Corridor, dem Refectorium, den Zellen und Klostergängen hingelegt und verbunden wurden. Prousser erhielt auf diese Weise durch Zufall, neben einem spanischen Feldwebel, der fünf Wunden hatte, seinen Platz. Durch das unaufhörliche Gewimmer desselben in den folgenden Tagen in seiner Ruhe gestört, verlor er am Ende die Geduld und brach in ein kräftiges Fluchen aus, bald in spanischer, bald in deutscher Sprache. Bis dahin hatte der feindliche Unteroffizier nur immer in spanischen Worten seinen Schmerz geäußert, jetzt aber, da die nachdrucksvollen deutschen Verwünschungen ihm zu arg wurden, erwiderte er sie ebenfalls in dieser Sprache. So entstand ein heftiger Wortwechsel zwischen den beiden Leidenden. — „Wo hast Du spanischer Carracco Dein Deutsch gelernt?“ fragte endlich der Unteradjutant. — „In Mainz,“ erwiderte der Erstere. — „Aus Mainz bin ich auch gebürtig. Wie heißt Du denn Spitzhube?“ — „Ich nenne mich Prousser!“ antwortete der Spanier. „Was?“ fuhr der Adjutant auf, „so heiße ich auch. Wie hieß denn Dein Vater und was war er?“ — „Mein Vater nannte sich Joseph Prousser und war Schreiblehrer.“ — „Der meinige auch,“ fiel der Adjutant ein, „Du bist auf diese Art vielleicht mein Bruder, und wie nennst Du Dich denn?“ — „Ich nenne mich Joseph — wie mein Vater — und wenn Du mein Bruder bist, so muß Dein Name Heinrich seyn.“

Also war es auch. Beide verständigten sich nun näher über ihre Familienangelegenheiten und erkannten sich als Brüder. Der Spanier hatte vor sechs Jahren seine Heimath verlassen und sich bei einem in spanischen Diensten stehenden Schweizerregiment anwerben lassen. Auf Verwendung seines Bruders wurde er jetzt bei einem der Pflanzungsarme des Regiments angestellt, nach der Schlacht von Talavera war er jedoch, des Spionirens verdächtig, verschwunden.

In diesen Tagen stürzte sich in Paris ein junges, von ihrem Geliebten verlassenes Mädchen aus einem Fenster der fünften Etage herab auf die Straße; sie fiel, ohne sich zu verletzen, auf einen Maurer, der nur eine wenig gefährliche Quetschung davon trug. Als dieser von dem jungen Mädchen die Ursache ihrer Verzweiflung erfuhr, machte ihr dieser brave Junge den Antrag, sie selbst zu heirathen; sein wunderliches Anerbieten ward angenommen, und bald nachher die Hochzeit gefeiert. Der Maurer kann wohl sagen, daß ihm seine Frau wie ein Dachziegel auf den Kopf gefallen sey.